



Nr. 20.

Dienstag, den 24. Januar 1905.

20. Jahrgang

Das Majorat.

Roman von Ewald August König.

Kortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Nun, darüber läßt sich ja noch später reden“, sagte der Baron, „willst Du die ganze Last der Verwaltung auf Deine Schultern nehmen, so werde ich voransichtlich nichts dagegen einzuwenden finden. Deine frühere Wohnung in diesem Hause steht leer, Du kannst sie sofort beziehen, ebenso werde ich für Deine Mama Gemächer herrichten lassen. Ich hoffe, Dein Mißtrauen und Deine Abneigung werden schwinden, wenn wir einige Zeit mit einander verkehrt haben. Ueber Deine Wünsche wollen wir dann in den nächsten Tagen berathen. Nur möchte ich Dich von vornherein darauf aufmerksam machen, daß Du zu Forderungen durchaus kein Recht hast, ich bleibe hier Dein Vormund bis zum Ablauf Deines dreihigsten Lebensjahres, dann werde ich Rechnung ablegen und das Majorat Dir übergeben.“

„Das ist Dein unabänderliche Wille?“ fragte Dagobert das Haupt trotzig zurückwerfend.

„Unabänderlich, die Bestimmungen unsers Statuts müssen erfüllt werden.“

„Dann behalte ich mir die Entscheidung vor.“

„Sehr wohl, nur muß ich darauf dringen, daß dieselbe bald erfolgt.“

„Du wirst es mir nicht verargen können, wenn ich zuvor den Rath eines Juristen einhole.“

„Gewiß nicht, obschon ich die Nothwendigkeit solcher Berathung nicht einsehe. Unser Justitiar, Herr Notar Tellenbach, kann und wird Dir jede Auskunft geben, die Du in Deinem Interesse nur verlangen magst.“

„Gerade ihn will ich nicht fragen.“

„Sagst Du auch gegen ihn Mißtrauen?“

„Aus triftigen Gründen, ja“, nickte Dagobert. „Ich nehme die Wohnung einstweilen an; ob ich sie behalten werde, weiß ich noch nicht, wie gesagt, ich behalte mir die Entscheidung vor.“

„Ganz nach Deinem Belieben“, antwortete der Baron, indem er an der Glodenschnur zog, „ich werde in keiner Weise Dir feindlich gegenüberstehen, aber meine Rechte hier energisch zu wahren wissen. Wir alle müssen uns den Familiengesetzen fügen, es liegt nun einzig und allein an Dir, ob der Friede hier erhalten bleiben soll.“

Der Kammerdiener war eingetreten, sein forschender Blick schweifte verstohlen von dem alten zum jungen Herrn, die Ruhe der beiden schien ihn mit Befriedigung zu erfüllen.

„Der Herr Baron wird die Gemächer wieder beziehen, die er früher bewohnt hat“, sagte Baron Kurt. „Ich erwarte Dich zur Tafel, Dagobert, wünschst Du vorher ein Frühstück, so hast Du nur zu befehlen.“

Dagobert schied mit einer leichten Verneigung und folgte dem alten Manne, gleich darauf trat der Notar mit der Tabatschke in der Hand aus dem Nebenzimmer.

„Vortrefflich!“, sagte er. „Sie haben Ihre Sache gut gemacht, Herr Baron, der Erbe darf sich nicht über Sie beklagen.“

„Er scheint Ihnen nicht sehr gewogen zu sein“, spottete Baron Kurt, an den Spitzen seines langen Vollbarts drehend.

„Ah, bah, wenn ich wollte, könnte ich mir seine Gunst im Handumdrehen erwerben, aber mir liegt nichts daran.“

„Wenn Sie wollten?“ fragte der Baron unwirsch. „Vergessen Sie nicht, daß alle Verantwortung für das bisher Geschehene auf Ihnen allein ruht, bester Herr.“

„Und daß mein Interesse mir gebietet, auf Ihrer Seite zu bleiben, nein, ich vergesse das nicht“, sagte der Notar satirisch. „Kommen wir auf unser Thema zurück, ich habe nicht viel Zeit mehr zu verlieren, wenn ich zum Diner pünktlich daheim sein will.“

„Sie diniren nicht mit uns?“

„Wäre das rathsam, nachdem Sie den Herrn Baron Dagobert zu Tische geladen haben?“

„Es ist wahr, mein Neffe könnte bei Ihrem Anblick die Ruhe verlieren, die er mir gegenüber mühsam genug behauptet hat. Sie haben ihn nicht gesehen, er ist ein Mann geworden, der weiß, was er will; und ich fürchte, wir werden einen schweren Kampf mit ihm haben. Er fügt sich nicht gutwillig, und an Dr. Steinfelder hat er einen Verbündeten, der uns sehr gefährlich werden kann. Aufrichtig gesagt, müßte ich es als die beste Lösung betrachten, wenn Baroness Theodora die Gattin meines Neffen werden würde.“

Der Notar hatte die buschigen Brauen zusammengezogen; ärgerlich schüttelte er das kahle Haupt.

„Wenn Sie das wollten, hätten Sie manchen Aerger sich ersparen können“, erwiderte er. „Versuchen Sie es meinerwegen mit diesem Projekt, wenn die Folgen Ihren Erwartungen und Wünschen nicht entsprechen!“

„Ich weiß das alles, aber ich sehe keine andere Lösung, wenn ich meinem Kinde das Majorat sichern will!“

„Was sagt das Familienstatut? Daß der Erbe von der Erbfolge ausgeschlossen werden soll, wenn er eine unehrenhafte Handlung begangen hat“, sagte der Notar mit gedämpfter Stimme und mit einem scheuen Blick auf die Thüre. „Wir haben noch eine Frist von zwei Jahren und jung gewohnt, alt gethan! Es wird nicht schwer halten, ihn auf die leichtsinnige Bahn zurückzuführen, wenn man ihn nur in die richtige Gesellschaft zu bringen versteht. Und auf dieser Bahn kann eine leidenschaftliche Natur leicht zu einer unehrenhaften Handlung verleiten.“

„Wollen Sie das übernehmen?“

„Benignstens will ich über die Mittel und Wege nachdenken! Und scheitert der Plan, so bleibt uns noch immer übrig, an der Identität seiner Person zu zweifeln.“

„Diese Zweifel werden durch die Ähnlichkeit mit dem Vater gehoben.“

„In unseren Augen allerdings, der Richter aber muß strenger prüfen, und die Papiere, die wir nöthig haben, kann ich beschaffen. Fahren Sie einstweilen fort, den jungen Herrn durch lebenswürdige Freundlichkeit zu bestechen; Jedermann im Schlosse muß glauben, daß die Rückkehr des Verstorbenen Ihnen erwünscht ist, auf den Richter wird das später einen günstigen Eindruck machen. Und gleich nach Tisch lassen Sie anspannen,

nehmen Sie den jungen Herrn mit zu seiner Mutter und suchen Sie die Baronin Adelgunde zu bewegen, Sie auf der Rückkehr zu begleiten."

"Es ist ein saurer Apfel!" sagte Baron Kurt, der das Zimmer mit großen Schritten durchmaß, um seiner Erregung Herr zu werden.

"Sie dürfen nicht davor zurückschrecken, wenn —"

"Ich weiß, was Sie sagen wollen und werde Ihren Rath befolgen. Es wird nun wohl rathsam sein, daß ich mit Ihnen fortan in Ihrem Hause conferire."

"Ganz recht, ich wollte schon denselben Vorschlag machen, man darf mich jetzt nicht mehr so häufig sehen", erwiderte der Notar, indem er seine Akten zusammenschürte, „unsere Gegner würden zu sehr auf Ihrer Hut sein. Wenn Baron Dagobert auf der Entlassung des Verwalters besteht, so geben Sie nach —"

"Wie darf ich das?" unterbrach der Baron ihn. "Schreiber war mir stets ein treuer, ergebener Diener."

"Wah, er hat sich für seine Dienste bezahlt gemacht, das unterliegt für mich keinem Zweifel. Sie dürfen ihn dreist entlassen, er wird keine Noth leiden, er ist der geheime Associé seines Sohnes, der mit Ihrem Gelde sein Bankgeschäft gegründet hat. Bringen Sie Ihrem Neffen dieses Opfer, wenn er es beharrlich verlangt."

"Und dann soll ich meinem Neffen die Verwaltung des Gutes übertragen?"

"Weshalb nicht? Es wäre ja möglich, daß er sich eine Unterthänigkeit zu Schulden kommen ließe, um die entfesselten Leidenschaften zu befriedigen, dann hätten wir die unehrenhafte Handlung, die ihn für immer von der Erbfolge ausschließt."

Der Baron schüttelte mit zerknirschender Miene das Haupt, der Vorschlag schien ihm doch nicht so ganz zu gefallen, aber der Notar achtete nicht weiter darauf, er nahm seinen Hut und verließ nach einem ceremoniellen Gruß das Zimmer.

Er dachte an sein eigenes Projekt; es beunruhigte ihn, daß der Baron an die Möglichkeit dachte, seine Tochter mit dem Erben zu vermählen. Dieser Plan mußte um jeden Preis vereitelt werden, zumal der alte Herr jetzt wußte, daß sein Sohn Baroness Theodora liebte, und daß diese Liebe erwidert wurde. Im Corridor begegnete er Ranni; ihr neugieriger, erwartungsvoller Blick ließ erkennen, daß sie von der Heimkehr des Verschollenen bereits unterrichtet war und von ihm erfahren wollte, wie die Verhältnisse nun sich gestalten würden.

Er blieb stehen, ein satirisches Lächeln lag um seine Lippen.

"Der junge Herr ist wieder da", sagte er leise, „er hat bereits erklärt, daß er dem Personal scharf auf die Finger sehen wolle."

"Was liegt mir an ihm!" antwortete Ranni schnippisch. „Er hat mir nichts zu befehlen, ich bin die Dienerin der Baroness."

"Wäre es Ihnen angenehm, wenn die Baroness Haus Eichenhorst verlassen und von der Gnade ihres Veters leben müßte?"

"Welche Frage! Wie könnte mir das angenehm sein?"

"So kommen Sie bei Ihrem nächsten Ausgange zu mir. Kann das heute noch geschehen?"

"Ich will sehen, ob es sich machen läßt."

"Aber Verschwiegenheit!"

"Natürlich!" nickte die Jose verständnisvoll, und da in diesem Augenblick der Kammerdiener am Ende des Corridors auftauchte, eilte sie hastig von dannen.

Der Notar ging dem Mann mit der freundlichsten Miene entgegen.

"Das war ein freudiges Ereigniß, wie?" fragte er scherzend.

"Ich weiß es noch nicht", antwortete Jakob ernst, „ich will erst abwarten, wie der Hase läuft."

"Es wird hier nichts geändert werden, alter Freund, es bleibt einstweilen beim Alten. Deshalb rathe ich Ihnen, machen Sie keine Dummheiten, es können im Laufe der Zeit Differenzen entstehen, die Sie zwingen, sich zu der einen oder anderen Partei zu bekennen; Sie müssen dann wissen, auf welcher Seite Ihre Interessen liegen."

"Auf derselben Seite, auf welcher das Recht ist!" sagte Jakob, dem stehenden Blick mit ernster Ruhe begegnend.

"Das Recht!" eiferte der Notar. „Was verstehen Sie davon! Sie kennen die Geseze der freiherrlichen Familie nicht, also können Sie auch nicht urtheilen. Hören Sie auf meinen Rath, Sie sind ein alter Mann, Sie finden nicht so leicht einen anderen Dienst."

"Ich würde in diesem Falle in den Dienst des Herrn Baron Dagobert treten."

"Hat der Herr Baron Ihnen dies schon angeboten?"

"Nein, aber ich weiß, daß er einen alten Diener nicht im Stiche lassen würde, und ich für meine Person wäre mit dem Tausch sehr zufrieden."

"Sie sind sehr freimüthig!"

"Was könnte mich bestimmen, es nicht zu sein?" erwiderte der Kammerdiener in seiner ruhigen Weise. „Ich bin immerdar ein ehrlicher Mann gewesen, der mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge gehalten hat; weshalb sollte ich jetzt ein Blatt vor den Mund nehmen? Recht muß Recht bleiben, Herr Notar, Schliche und Ränke sind mir verhaßt."

Sie hatten die Droschke, die vor der Thür wartete, erreicht, Jakob öffnete sie, und der Notar stieg ein.

"Sie werden wohl daran thun, wenn Sie Ihre Zunge etwas mehr im Zaume halten", sagte der Justitiar warnend, „man gießt kein unsauberes Wasser fort, bevor mein reines hat. Adieu!"

Mit sorgenvoll umwölkter Miene blickte der alte Kammerdiener dem Wagen nach.

"Es wäre manches anders und besser geworden, wenn dieser böse Dämon der Familie Darboren nicht seine Nase hineinsteckt hätte", brummte er; dann lehrte er in das Haus zurück.

7. Kapitel.

Doktor Hermann Steinfelder war so sehr von seiner Praxis in Anspruch genommen, daß ihm kaum Mittags nach Tisch ein Stündchen verblieb, das er mit seiner Schwester verplaudern konnte.

Sie hatten sich auch heute in das Zimmer der Baronin zurückgezogen, um über die Zukunft zu berathen, denn daß es so nicht bleiben konnte, wie es jetzt war, das wurde ihnen beiden mit jedem Tage klarer.

Baronin Adelgunde wurde immer ungeduldiger, sie wollte nicht einsehen, daß ein Prozeß gegen ihren Schwager aussichtslos sei, sie betrachtete es als ihre Pflicht, ihrem Sohne das Erbe zu wahren und zugleich für jede Unbill, die ihr und ihm angethan worden war, Vergeltung zu üben. Daß sie das nicht sofort konnte, war ihr im höchsten Grade ärgerlich; sie beschwerte sich auch jetzt wieder bitter darüber.

"Ich habe die Akten und Familienstatuten nochmals studirt und ich wiederhole Dir, wir können nichts machen", sagte Hermann, während er den Zucker in seiner Tasse Thee zerrührte. „Du hast nur das einzige Recht, eine standesgemäße Wohnung im Herrenhause und eine Jahresrente zu fordern und, so peinlich es Dir auch sein mag, mit Deinem Schwager zusammenzuwohnen —"

"Nimmermehr!" fuhr sie leidenschaftlich auf.

"Wohlan, reden wir nicht mehr davon; ich wollte Dir nur einen guten und wohlgemeinten Rath geben."

"So sprich Dich aus", sagte sie ungeduldig.

"Den Rath, diese Wohnung zu fordern und zu beziehen und damit Deine Rechte zu wahren. Wir dürfen ja nun hoffen, daß Dagobert noch unter den Lebenden weilt und zurückkehren wird —"

"Wenn das nur bald geschähe!"

(Fortsetzung folgt.)

Tel. 3046. Photographie C. H. Schiffer. Lammstr. 4.

Eine Liebesgeschichte.

Von Emil Peschka u.

(Nachdruck verboten.)

"Eine ganz einfache Hochzeit" hatte Klara gewünscht, und ihr Wunsch war mit dem ihres Bräutigams zusammengetroffen. Als Mitbesitzer eines gutgehenden Fabrikgeschäftes war er zwar ein Mann von Einkünften, und das Vermögen seiner Eltern lag auch noch unangetastet in der Bank, sodaß es ihm trotz der Mittellosigkeit seiner Braut nicht schwer gefallen wäre, zur Feier seiner Vermählung ein glänzendes Fest zu geben. Er war auch keine Sonderlingsnatur, nicht übermäßig fein besaitet, und wenn es sonst etwas zu feiern gegeben hatte, war er immer gern dabei gewesen. Und doch empfand er bei den Worten Klara's eine Freude, deren Ursprung er selbst nicht recht begriff. „Es ist merkwürdig," sagte er noch an demselben Tage zu dem alten Doktor Mylius, der Hausarzt bei seinen Eltern gewesen und ihm fast wie ein zweiter Vater war, „es ist merkwürdig, wie die Liebe den ganzen Menschen umwendet. Sonst war ich immer ein offener Kerl, und jetzt möchte ich mich am liebsten mit Klara irgendwohin verkriechen. Oder ist daran nicht eigentlich die Liebe schuld, sondern Klara? Als ich mit ihr Besuche machte, Doktor, da war mir manchmal ganz unbehaglich. So eine Art Scham war in mir. Und warum denn das? Ich kann doch nur stolz sein auf sie. Sie ist ja so schön, daß sie überall Aufsehen erregt. Und dabei

so rein und gut, ein so liebes Kind, wie man's heutzutage nicht oft mehr trifft bei einem ausgewachsenen Mädchen. Ich bin so glücklich, so unsagbar glücklich. Und was meine persönlichen Eigenschaften betrifft, — ohne mir zu schmeicheln, Doktor —, unwürdig bin ich ihrer doch gewiß nicht. Nach dem Heinz Gruber haben die Mädels noch immer gesehen, und dann ist es mit Kopf und Herz doch auch in so guter Ordnung, daß ich den Leuten noch immer imponiert habe. Woher kommt also jetzt diese Wolke auf meinem Himmel? Kannst Du mir's erklären, Doktor?"

Doktor Mylius meinte lächelnd, daß der Mensch acht Tage vor der Hochzeit nicht normal sei und daß es deshalb ebenso unmöglich wie überflüssig, für alle Stimmungen und Verstimmungen einen besonderen Grund zu finden. Eine Antwort, die Heinz Gruber gar nicht befriedigte. Aber die Vorbereitungen für die Hochzeitsreise und für den neuen Haushalt, sowie die geschäftlichen Abmachungen, die er noch zu treffen hatte, nahmen ihn dann so sehr in Anspruch, daß er keine Zeit zu Grübeleien fand. Die Uhr, die früher so langsam gegangen war, ging zuletzt so schnell, daß Heinz, in der Furcht, nicht fertig zu werden, an nichts mehr dachte als an die verschiedenen Arbeiten, die noch zu erledigen waren. Selbst Klara mußte darunter leiden, aber sie wurde nicht im geringsten verdrießlich, sie lächelte, wenn er kam und wenn er ging, sie war freundlich und sanft wie immer. Hatte er sie ein paar Minuten lang in seiner stürmischen Weise abgelenkt, um sich dann sofort wieder zu empfehlen, so bat sie ihn stets nur noch, wenigstens der Mutter guten Tag zu sagen. Das tat er, und dann hielt sie ihn nicht länger zurück. Von der Straße aus sah er sie aber immer noch mit der Mutter am Fenster stehen, und ihr Lächeln begleitete ihn, wie Sonnenschein, der keine Wolke herankommen läßt.

So erschien endlich der Hochzeitstag, und alles geschah wie verabredet. Nur von zwei Zeugen in schwarzem Frack begleitet — einer davon war Doktor Mylius — fuhren die Brautleute nach dem Standesamt, und eine halbe Stunde später kehrten sie als Mann und Frau in Klaras Elternhaus zurück. Ein kleines Frühstück wurde eingenommen und dann mahnte die Mutter, daß es Zeit sei, Toilette für die Reise zu machen. Klara sprang auf und die Mutter folgte ihr, nachdem sie ihrem Schwiegersohn noch einen liebevollen Blick zugeworfen hatte. Im nächsten Augenblicke aber stand Heinz zwischen ihnen, und mit einer ungestümen Bewegung faßte er die Hände seiner Frau.

„Klara!“ leuchtete er, „ich . . . ich muß Dich noch einmal im Brautkleid sehen.“ Dabei war sein Gesicht ganz rot geworden, und in seinen Augen brannte ein düsteres Feuer. Als Klara ihn so sah, schwand plötzlich das Lächeln aus ihrenügen, und die Tränen stiegen ihr auf. „Bist Du böse?“ stammelte sie. „Hab ich Dir etwas nicht recht gemacht?“ Aber seine Heftigkeit schien ihm schon wieder leid zu tun, er atmete tief auf, küßte das zitternde Händchen und drängte dann die beiden Frauen mit begütigenden Worten aus Nebenzimmer.

Als er die Türe hinter ihnen geschlossen hatte, trat der Schwiegervater kopfschüttelnd auf ihn zu.

„Was ist denn los, Heinz?“ fragte er. „Du sahst ja zum Fürchten aus. Und es ist doch gar nichts geschehen, was Dich irgendwie —“

„Verzeih mir,“ unterbrach er ihn leinslaut. Er war jetzt ganz blaß geworden und seine Augen starrten verdrießlich ins Leere. „Es ist so über mich gekommen — fast wie ein Wahnsinnsanfall. Das mit dem Brautkleid war ja nur eine Ausrade. Ich wollte sie eigentlich etwas anderes fragen. Ich wollte sie fragen, ob sie mich wirklich liebt.“

Nun wurde der Schwiegervater verdrießlich.

„Na höre Heinz,“ sagte er, „lebst wirst Du beleidigend. Warum sollte sie Dich genommen haben, wenn sie Dich nicht liebt? Wir sind ja bescheidene Leute, und Du bist reich. So weit mußt Du uns aber doch kennen gelernt haben, daß Klara kein Mädchen ist, das nach dem Geld strebt und daß wir keine Eltern sind, die ihr Kind in eine sogenannte gute Partie hineinragen würden. Und wenn Du Millionen hättest, Heinz, ich hätte es nicht zugegeben, wenn ich nicht . . . Siehst Du, Heinz, ich bin ja kein Mädel und Deine hübschen Augen können mich ebenso wenig beschämen wie Dein Schnurrbart. Aber ich hab mich selber in Dich verliebt. Und meiner Alten ist es gerade so gegangen. Wenn sie nicht schon mich hätte und um zwanzig Jahre jünger wäre . . . na, Heinz, es war eben ein Wahnsinnsanfall, ein kleiner Rappel, nicht wahr?“

„Höchstes Stadium von morbus acutus amoris,“ meinte sich Dr. Mylius lächelnd ins Gespräch.

Aber Heinz zog finstern den Schnurrbart zwischen die Zähne, und so schritt er, ohne eine Antwort zu geben, durchs Zimmer. Erst nach einer Weile wandte er sich wieder zu dem Schwiegervater.

„Du hast mich lieb, Papa,“ sagte er. „Das glaub' ich Dir. Und auch das glaub' ich, daß die Klara mir gut ist. Aber mir wär's lieber, Ihr hättet mich beide geliebt! So habt Ihr mit Eurer Liebe das Mädel betäubt, und jetzt ist sie meine Frau und hat mir noch nicht einen einzigen Kuß gegeben.“

„Das ist aber doch arg gestunkert,“ lachte der Schwiegervater auf. „Wie oft hab' ich Euch überrascht —“

„Ah bah!“ wurde er unterbrochen. „Das war immer ich, der geküßt hat! Klara hat mich nie geküßt. Auch vorher nicht. Da fiel's mir zum ersten Male auf. Ich küßte sie, aber sie, sie küßte mich nicht. Und da wurde mir plötzlich alles klar, und ich hab' sie beobachtet. Nicht ein einziges Mal hat sie mich angesehen, wie es sein müßte — mit verliebten Augen angesehen. Immer dasselbe Lächeln — kalt — und so ein Lächeln, als wären wir Bruder und Schwester. Und als Mama sie rief, da sprang sie nur auf und hatte nicht einmal einen Blick für mich, der da wie auf Kohlen saß, der letzte nach einem solchen Blick! Jetzt versteh' ich auch, warum mir's oft so unbehaglich war, mit ihr unter Leute zu gehen. Das war so etwas wie eine dunkle Stimme. Und vielleicht haben's die anderen auch wirklich bemerkt, und aus jomone Fräulein mich gar nicht liebte. Vielleicht haben sie mich ausgelacht, vielleicht sprechen sie überall hinter meinem Rücken davon. Und Du, Doktor, wozu bist Du denn Doktor, wenn Du so etwas nicht merkst? Wozu warst Du der Freund meines Vaters? Du kennst Klara doch nicht erst seit heute.“

„Ich kenne sie beinahe so lange, wie ich Dich kenne, lieber Heinz,“ erwiderte der Doktor ernst. „Und deshalb gratulier' ich Dir nochmals, daß Du eine solche Frau bekommen hast. Begnüge Dich mit dem, was Dir Gott geschenkt hat, und verwirre dieses reine Gemüt nicht. Sie gehört ja jetzt Dir mit Leib und mit Seele, und ich möchte einen Schwur darauf tun, daß sie so ganz Dir gehört, wie nur selten ein Weib. Wenn aber ihre Seele anders ist, als Du's gerade jetzt möchtest, — wer weiß, ob Du nicht eines Tages noch froh bist, daß sie so ist. Unter allen Umständen aber soll man von einem Menschen nicht mehr verlangen, als er geben kann . . . und ist es denn so wenig, Heinz, was Du heut' von diesem lieben Geschöpf bekommen hast?“

Heinz war an den Tisch getreten und schenkte Champagner in die Gläser.

„Morbus acutus amoris,“ sagte er resigniert. „Du hast recht, lieber Doktor. Wir wollen etwas Sekt dahinter gießen. Komm Schwiegerpapa und — und gib mir einen Kuß . . . Danke, das war einer, der vom Herzen kam . . . Morbus acutus amoris. Ich bin jetzt nur froh, daß ich mich beherrscht habe und Klara . . . Ich schäme mich jetzt vor ihr, lieber Doktor. Du hast ja recht, mit allem, was Du gesagt hast. Auf Dein Wohl, Doktor! Darauf haben wir ja so noch nicht getrunken!“

Man stieß an, und dann zog sich Heinz zurück, um sich reifsfertig zu machen. Als ihn eine Viertelstunde später Klara mit verweinten Augen, aber schon wieder lächelnd fragte, ob er wirklich nicht böse sei, da schloß er sie so heftig in seine Arme, als käm' es ihm gar nicht darauf an, zu untersuchen, ob sie seinen Kuß erwiderte. Und dann sah er sie nochmals an, sah, wie reizend ihr das knappenliegende blaue Tuchkleid stand, in dem er sie noch gar nicht gesehen hatte, und küßte sie nochmals, ganz außer sich vor Glück. „Und was auch kommen möge,“ dachte er in diesem Augenblicke, „der Doktor hat recht, und ich danke Gott, daß ich so geschickt bin, um ihn zu begreifen. Was auch kommen möge — Dein Gemüt will ich nicht verwirren, Du süßer, einziger Engel Du!“

Inzwischen war der Wagen vorgefahren, die Koffer wurden aufgeladen, und nun mahnte wieder die Mutter, daß es Zeit sei. Dabei strömten ihr freilich plötzlich die Tränen aus den Augen, aber sie hatte auch gleich wieder ein fröhliches Lächeln. „Macht, daß Ihr fortkommt,“ sagte sie, Klara umarmend. „Weine nicht. Du gehst ja ins Glück. Du bist glücklich, und wir sind es, weil Du es bist.“ Und dann wandte sie sich zu Heinz. „Lebewohl, Heinz! Du hast unser alles, aber wir haben ja dafür auch Dich!“

Die Stimme versagte ihr, aber sie bemühte sich, wieder zu lächeln. Nachdem Heinz sie herzhaft geküßt hatte, nahm er seine Frau am Arm, und so ging es die Treppe hinab.

Die Alten folgten, ohne daß noch ein Wort gesprochen wurde. Dann zwischen Tränen und Lächeln nochmals Küsse und Händedrücke durchs Wagenfenster, bis der Kutscher fragte, ob's denn nun endlich losgehen könne. „Lebe wohl, Mama! Lebe wohl, Papa!“ Und jetzt sagte der Mann auf dem Boß die Zügel . . . „Lebt wohl!“ . . . und fünf Minuten später standen die Alten noch immer auf der Straße, dem Wagen nachstarrend, der längst verschwunden war . . .

Zwei Jahre später, als eines Tages Doktor Mylius eben seine Ordinationsstunde geschlossen und der letzte Patient das Haus verlassen hatte, trat Heinz Gruber, sichtlich verstimmt, in das Zimmer des Freundes.

„Du bringst doch nicht Unheil?“ fragte dieser. „Euer Max —“

„Dem Max fehlt nichts,“ unterbrach Heinz. „Auch meine Frau ist gesund und ich bin ebenfalls gesund. Wenigstens körperlich sind wir's.“

„Nur körperlich? Aber den Eindruck eines Geisteskranken machst Du gerade auch nicht. Und was Deine Frau betrifft —“

„So ist sie so vernünftig, wie nur je eine Frau gewesen ist. Gewiß! Da hast Du wieder einmal recht. Nun sag' mir nur noch, ob Du die Liebe zu den Geisteskranken zählst oder zu den körperlichen.“

Doktor Mylius lächelte.

„Solltest Du jetzt — nach zwei Jahren — rückfällig geworden sein?“

„Es handelt sich jetzt nicht um mich, sondern um meine Frau.“

„Ah — um Deine Frau! Komm', mein lieber Heinz, setz' Dich und erzähle. Was fehlt denn Deiner Frau? Darf ich Dir eine Zigarre anbieten?“

Heinz lehnte ab, und dann sah er den Doktor nachdenklich an und so traurig, daß dieser auch wieder ernst wurde.

„Na, Heinz,“ sagte er, „was haben wir denn eigentlich? Du bist jetzt zwei Jahre verheiratet, ihr erseht euch eines munteren Bubens, und da Du mit Deiner Frau zufrieden bist — glaubt jetzt vielleicht sie, daß Du sie nicht genug lieb hast?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Heinz aufatmend. „Oder richtiger gesprochen: ich weiß nicht, was für ein Schatten sich zwischen uns erhoben hat. Der einzige Verdacht, auf den ich immer und immer wieder gerate, ist so furchterlich, daß er mich endlich zu Dir getrieben hat. Ich war ja heute nahe daran, ihr's ins Gesicht zu sagen. Es stieg wieder so heiß in mir auf wie damals — Du weißt ja — an unserem Hochzeitstag. Aber mir fielen Deine Worte ein, wie Du's so schön gesagt hast: „Verwirre nicht Ihr Gemüt, Heinz.“ Wenn ihr Gemüt noch rein ist, dann würde ich es furchterlich verwirren, und wenn es nicht rein ist —“

„Nicht rein, Heinz?“ fuhr der Doktor auf. „Ich hätte Dir geglaubt, wenn Du Dich wieder über die Kälte Deiner Frau beklagt hättest. Aber das —!“

„Ich will der Reihe nach erzählen,“ unterbrach Heinz. „Dann kannst Du Dir selbst Deinen Spruch zurechtmachen. Bis vor wenigen Monaten war Klara zu mir genau so, wie sie in unserer Brautzeit gewesen war. Ich bin Deinem Rat gefolgt und habe sie genommen, wie sie sich mir eben gezeigt hat. Ich bin ja seitdem auch ruhiger und tüdiger geworden, und trotz ihrer Leidenschaftlichkeit war sie ja doch die Sonne in meinem Hause, der ich so viele Freuden verdankte. Dann kam der kleine Max, und da sah ich ja nun bald, daß Klara durchaus nicht leidenschaftlos war. Wenn sie das Kind herzt und küßt, da bricht ein Feuer aus ihr heraus, dessen ich sie nie fähig gehalten hätte. Und wenn sie eine Schlechtigkeit gegen das Kind auch nur vermutet, dann wird dieser sanfte Engel geradezu zum Raubtier. Ich zittere immer für sie, wenn ein neues Kindermädchen aufgenommen wird, und hinter dem Rücken meiner Frau bezahle ich unsere Mädchen dreifach und vierfach, damit sie ein Interesse daran haben, mit dem kleinen Max gut zu sein und die Mutter nicht zu reizen. Ich denke nun, wenn eine Frau ein Kind so liebt, dann kann sie auch einen Mann so lieben.“

Der Doktor klopfte sich mit den Fingern auf die Stirn.

„Du bist also eifersüchtig auf Deinen Herrn Sohn?“

„Das ließe sich ertragen,“ erwiderte Heinz. „Aber es handelt sich nicht um das Kind. Du hast mir nicht recht zugehört oder mich nicht ganz verstanden. Ich behaupte, daß eine Frau, die ein Kind so liebt, auch einen Mann so lieben kann.“

(Schluß folgt.)

Wasserleichte
Betteinlagen.

Gesundheits-
inden,
I. Qualität,
p. Dtd. 1 Mk.,
p. 1/2 Dtd.,
60 Pfg.

chem. reine
Verbandstoffe.

Irrigateure,

nach Professor **Esmarch**,
complet mit Schlauch-, Mutter- und
Clystier-Rohr
von **Mk. 1.25** an.

Grosse
Auswahl in
Suspensorien
Clystier-
Spritzen
von 50 Pf. an.

Inhalations-
Apparate.

Leibbinden
in allen Preislagen.

Chr. Tauber, Artikel zur Krankenpflege.

1758

Kirchgasse 6. — Telephon 717.

Lehr Institut für Damen-Schneiderei u. Putz.

Unterricht im Maßnehmen, Musterzeichnen, Zuschneiden und Anfertigen von Damen- und Kinderkleidern wird gründlich und sorgfältig erteilt. Die Damen fertigen ihre eigenen Costüme an, welche bei einiger Aufmerksamkeit tadellos werden. Sehr leichte Methode. Die besten Erfolge können durch zahlreiche Schülerinnen nachgewiesen werden. 5656

Putz-Kursus

zur gründlichen Ausbildung. Material gratis. Sprechstunden von 9—12 und von 3—6. Anmeldungen nimmt entgegen

Marie Werbein, Neugasse 11, 2. Et.

Ademische Zuschneide-Schule

von **Hrl. J. Stein**, Wiesbaden, Bahnhofstr. 6. Hth. 2. im **Adrian-**
schen Hause. Vom 1. März ab Luisenplatz 1a, 2. Et.

Erste, älteste u. preisw. Fachschule am Plage
s. d. sämtl. Damen- und Kindergard., Berliner, Wiener, Engl. und Pariser Schnitte. Leicht faßl. Methode. Vorzügl. prakt. Unterr. Gündl. Ausbildung f. Schneiderinnen u. Direktr. Schül.-Aufn. tägl. Cost. w. zugehrt. und eingerichtet. Taillemess. incl. Futter-Anpr. M. 1.25. Modsch. 75 Pf. bis 1 Mk. Verkauf von Stoff- u. Packbäusen zum bill. Preis. Büsten-Verkauf alle Samstage zum Fabrikpreis. 5000

Zuschneide-Akademie von Marg. Becker,

Wiesbaden, Mauergerasse 15, 1.

Bester akadem. Unterricht im Zuschneiden, Maßnehmen u. Anfertigen sämtl. Damen- u. Kinder-Garderoben. Einrichtungen von Kostümen u. Schnittmustern nach Maß.

Garantiert wirkf. fachm. akad. Ausbildung

3. Direktorin und selbstständigen Schneiderinnen. 9715.
Auch Kurse f. d. Hausgebrauch. Beste Referenzen a. all. Kreisen

Von dem neuen Güterbahnhofe

übernimmt das Ausfahren von

9830

Waggons jeder Art,

zu billigen Preisen

Karl Güttler, Dohheimerstraße 103,

Telefon 2196.

gegenüber dem Güterbahnhofe.

Telefon 2196

Auch können daselbst Lagerräume vermietet werden.



Die größte und älteste Wiesbadener Masken-Leih-Anstalt

von **Heinrich Brademann**,

befindet sich dieses Jahr in der Wohnung,
Grabenstrasse 2, Ecke Marktstraße.

Herrn- und Damen-Masken-Costüme, sowie
Domino's (Theater-Costüme in großer Auswahl) zu
verleihen und zu verkaufen. 2945

Telephon 2969.



Nr. 20.

Dienstag, den 24. Januar 1905.

20. Jahrgang

Das Majorat.

Roman von Ewald August König.

Kortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Nun, darüber läßt sich ja noch später reden“, sagte der Baron, „willst Du die ganze Last der Verwaltung auf Deine Schultern nehmen, so werde ich voransichtlich nichts dagegen einzuwenden finden. Deine frühere Wohnung in diesem Hause steht leer, Du kannst sie sofort beziehen, ebenso werde ich für Deine Mama Gemächer herrichten lassen. Ich hoffe, Dein Mißtrauen und Deine Abneigung werden schwinden, wenn wir einige Zeit mit einander verkehrt haben. Ueber Deine Wünsche wollen wir dann in den nächsten Tagen berathen. Nur möchte ich Dich von vornherein darauf aufmerksam machen, daß Du zu Forderungen durchaus kein Recht hast, ich bleibe hier Dein Vormund bis zum Ablauf Deines dreißigsten Lebensjahres, dann werde ich Rechnung ablegen und das Majorat Dir übergeben.“

„Das ist Dein unabänderliche Wille?“ fragte Dagobert das Haupt trotzig zurückwerfend.

„Unabänderlich, die Bestimmungen unsers Statuts müssen erfüllt werden.“

„Dann behalte ich mir die Entscheidung vor.“

„Sehr wohl, nur muß ich darauf dringen, daß dieselbe bald erfolgt.“

„Du wirst es mir nicht verargen können, wenn ich zuvor den Rath eines Juristen einhole.“

„Gewiß nicht, obschon ich die Nothwendigkeit solcher Berathung nicht einsehe. Unser Justitiar, Herr Notar Tellenbach, kann und wird Dir jede Auskunft geben, die Du in Deinem Interesse nur verlangen magst.“

„Gerade ihn will ich nicht fragen.“

„Sagst Du auch gegen ihn Mißtrauen?“

„Aus triftigen Gründen, ja“, nickte Dagobert. „Ich nehme die Wohnung einstweilen an; ob ich sie behalten werde, weiß ich noch nicht, wie gesagt, ich behalte mir die Entscheidung vor.“

„Ganz nach Deinem Belieben“, antwortete der Baron, indem er an der Glodenschnur zog, „ich werde in keiner Weise Dir feindlich gegenüberstehen, aber meine Rechte hier energisch zu wahren wissen. Wir alle müssen uns den Familiengesetzen fügen, es liegt nun einzig und allein an Dir, ob der Friede hier erhalten bleiben soll.“

Der Kammerdiener war eingetreten, sein forschender Blick schweifte verstohlen von dem alten zum jungen Herrn, die Ruhe der beiden schien ihn mit Befriedigung zu erfüllen.

„Der Herr Baron wird die Gemächer wieder beziehen, die er früher bewohnt hat“, sagte Baron Kurt. „Ich erwarte Dich zur Tafel, Dagobert, wünschst Du vorher ein Frühstück, so hast Du nur zu befehlen.“

Dagobert schied mit einer leichten Verneigung und folgte dem alten Manne, gleich darauf trat der Notar mit der Tabatschke in der Hand aus dem Nebenzimmer.

„Vortrefflich!“, sagte er. „Sie haben Ihre Sache gut gemacht, Herr Baron, der Erbe darf sich nicht über Sie beklagen.“

„Er scheint Ihnen nicht sehr gewogen zu sein“, spottete Baron Kurt, an den Spitzen seines langen Vollbarts drehend.

„Ah, bah, wenn ich wollte, könnte ich mir seine Gunst im Handumdrehen erwerben, aber mir liegt nichts daran.“

„Wenn Sie wollten?“ fragte der Baron unwirsch. „Vergessen Sie nicht, daß alle Verantwortung für das bisher Geschehene auf Ihnen allein ruht, bester Herr.“

„Und daß mein Interesse mir gebietet, auf Ihrer Seite zu bleiben, nein, ich vergesse das nicht“, sagte der Notar satirisch. „Kommen wir auf unser Thema zurück, ich habe nicht viel Zeit mehr zu verlieren, wenn ich zum Diner pünktlich daheim sein will.“

„Sie diniren nicht mit uns?“

„Wäre das rathsam, nachdem Sie den Herrn Baron Dagobert zu Tische geladen haben?“

„Es ist wahr, mein Neffe könnte bei Ihrem Anblick die Ruhe verlieren, die er mir gegenüber mühsam genug behauptet hat. Sie haben ihn nicht gesehen, er ist ein Mann geworden, der weiß, was er will; und ich fürchte, wir werden einen schweren Kampf mit ihm haben. Er fügt sich nicht gutwillig, und an Dr. Steinfelder hat er einen Verbündeten, der uns sehr gefährlich werden kann. Aufrichtig gesagt, müßte ich es als die beste Lösung betrachten, wenn Baroness Theodora die Gattin meines Neffen werden würde.“

Der Notar hatte die buschigen Brauen zusammengezogen; ärgerlich schüttelte er das kahle Haupt.

„Wenn Sie das wollten, hätten Sie manchen Aerger sich ersparen können“, erwiderte er. „Versuchen Sie es meinethwegen mit diesem Projekt, wenn die Folgen Ihren Erwartungen und Wünschen nicht entsprechen!“

„Ich weiß das alles, aber ich sehe keine andere Lösung, wenn ich meinem Kinde das Majorat sichern will!“

„Was sagt das Familienstatut? Daß der Erbe von der Erbfolge ausgeschlossen werden soll, wenn er eine unehrenhafte Handlung begangen hat“, sagte der Notar mit gedämpfter Stimme und mit einem scheuen Blick auf die Thüre. „Wir haben noch eine Frist von zwei Jahren und jung gewohnt, alt gethan! Es wird nicht schwer halten, ihn auf die leichtsinnige Bahn zurückzuführen, wenn man ihn nur in die richtige Gesellschaft zu bringen versteht. Und auf dieser Bahn kann eine leidenschaftliche Natur leicht zu einer unehrenhaften Handlung verleiten.“

„Wollen Sie das übernehmen?“

„Benignstens will ich über die Mittel und Wege nachdenken! Und scheitert der Plan, so bleibt uns noch immer übrig, an der Identität seiner Person zu zweifeln.“

„Diese Zweifel werden durch die Ähnlichkeit mit dem Vater gehoben.“

„In unseren Augen allerdings, der Richter aber muß strenger prüfen, und die Papiere, die wir nöthig haben, kann ich beschaffen. Fahren Sie einstweilen fort, den jungen Herrn durch lebenswürdige Freundlichkeit zu bestechen; Jedermann im Schlosse muß glauben, daß die Rückkehr des Verstorbenen Ihnen erwünscht ist, auf den Richter wird das später einen günstigen Eindruck machen. Und gleich nach Tisch lassen Sie anspannen,

nehmen Sie den jungen Herrn mit zu seiner Mutter und suchen Sie die Baronin Adelgunde zu bewegen, Sie auf der Rückkehr zu begleiten."

"Es ist ein saurer Apfel!" sagte Baron Kurt, der das Zimmer mit großen Schritten durchmaß, um seiner Erregung Herr zu werden.

"Sie dürfen nicht davor zurückschrecken, wenn —"

"Ich weiß, was Sie sagen wollen und werde Ihren Rath befolgen. Es wird nun wohl rathsam sein, daß ich mit Ihnen fortan in Ihrem Hause conferire."

"Ganz recht, ich wollte schon denselben Vorschlag machen, man darf mich jetzt nicht mehr so häufig sehen", erwiderte der Notar, indem er seine Akten zusammenschürte, „unsere Gegner würden zu sehr auf Ihrer Hut sein. Wenn Baron Dagobert auf der Entlassung des Verwalters besteht, so geben Sie nach —"

"Wie darf ich das?" unterbrach der Baron ihn. "Schreiber war mir stets ein treuer, ergebener Diener."

"Wah, er hat sich für seine Dienste bezahlt gemacht, das unterliegt für mich keinem Zweifel. Sie dürfen ihn dreist entlassen, er wird keine Noth leiden, er ist der geheime Associé seines Sohnes, der mit Ihrem Gelde sein Bankgeschäft gegründet hat. Bringen Sie Ihrem Neffen dieses Opfer, wenn er es beharrlich verlangt."

"Und dann soll ich meinem Neffen die Verwaltung des Gutes übertragen?"

"Weshalb nicht? Es wäre ja möglich, daß er sich eine Unterabteilung zu Schulden kommen ließe, um die entfesselten Leidenschaften zu befriedigen, dann hätten wir die unehrenhafte Handlung, die ihn für immer von der Erbfolge ausschließt."

Der Baron schüttelte mit zerknirschender Miene das Haupt, der Vorschlag schien ihm doch nicht so ganz zu gefallen, aber der Notar achtete nicht weiter darauf, er nahm seinen Hut und verließ nach einem ceremoniellen Gruß das Zimmer.

Er dachte an sein eigenes Projekt; es beunruhigte ihn, daß der Baron an die Möglichkeit dachte, seine Tochter mit dem Erben zu vermählen. Dieser Plan mußte um jeden Preis vereitelt werden, zumal der alte Herr jetzt wußte, daß sein Sohn Baroness Theodora liebte, und daß diese Liebe erwidert wurde. Im Corridor begegnete er Ranni; ihr neugieriger, erwartungsvoller Blick ließ erkennen, daß sie von der Heimkehr des Verschollenen bereits unterrichtet war und von ihm erfahren wollte, wie die Verhältnisse nun sich gestalten würden.

Er blieb stehen, ein satirisches Lächeln lag um seine Lippen.

"Der junge Herr ist wieder da", sagte er leise, „er hat bereits erklärt, daß er dem Personal scharf auf die Finger sehen wolle."

"Was liegt mir an ihm!" antwortete Ranni schnippisch. „Er hat mir nichts zu befehlen, ich bin die Dienerin der Baroness."

"Wäre es Ihnen angenehm, wenn die Baroness Haus Eichenhorst verlassen und von der Gnade ihres Veters leben müßte?"

"Welche Frage! Wie könnte mir das angenehm sein?"

"So kommen Sie bei Ihrem nächsten Ausgange zu mir. Kann das heute noch geschehen?"

"Ich will sehen, ob es sich machen läßt."

"Aber Verschwiegenheit!"

"Natürlich!" nickte die Jose verständnisvoll, und da in diesem Augenblick der Kammerdiener am Ende des Corridors auftauchte, eilte sie hastig von dannen.

Der Notar ging dem Mann mit der freundlichsten Miene entgegen.

"Das war ein freudiges Ereigniß, wie?" fragte er scherzend.

"Ich weiß es noch nicht", antwortete Jakob ernst, „ich will erst abwarten, wie der Hase läuft."

"Es wird hier nichts geändert werden, alter Freund, es bleibt einstweilen beim Alten. Deshalb rathe ich Ihnen, machen Sie keine Dummheiten, es können im Laufe der Zeit Differenzen entstehen, die Sie zwingen, sich zu der einen oder anderen Partei zu bekennen; Sie müssen dann wissen, auf welcher Seite Ihre Interessen liegen."

"Auf derselben Seite, auf welcher das Recht ist!" sagte Jakob, dem stehenden Blick mit ernster Ruhe begegnend.

"Das Recht!" eiferte der Notar. „Was verstehen Sie davon! Sie kennen die Gesehe der freiherrlichen Familie nicht, also können Sie auch nicht urtheilen. Hören Sie auf meinen Rath, Sie sind ein alter Mann, Sie finden nicht so leicht einen anderen Dienst."

"Ich würde in diesem Falle in den Dienst des Herrn Baron Dagobert treten."

"Hat der Herr Baron Ihnen dies schon angeboten?"

"Nein, aber ich weiß, daß er einen alten Diener nicht im Stiche lassen würde, und ich für meine Person wäre mit dem Tausch sehr zufrieden."

"Sie sind sehr freimüthig!"

"Was könnte mich bestimmen, es nicht zu sein?" erwiderte der Kammerdiener in seiner ruhigen Weise. „Ich bin immerdar ein ehrlicher Mann gewesen, der mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge gehalten hat; weshalb sollte ich jetzt ein Blatt vor den Mund nehmen? Recht muß Recht bleiben, Herr Notar, Schliche und Ränke sind mir verhaßt."

Sie hatten die Droschke, die vor der Thür wartete, erreicht, Jakob öffnete sie, und der Notar stieg ein.

"Sie werden wohl daran thun, wenn Sie Ihre Zunge etwas mehr im Zaume halten", sagte der Justitiar warnend, „man gießt kein unsauberes Wasser fort, bevor mein reines hat. Adieu!"

Mit sorgenvoll umwölkter Miene blickte der alte Kammerdiener dem Wagen nach.

"Es wäre manches anders und besser geworden, wenn dieser böse Dämon der Familie Darboren nicht seine Nase hineingesteckt hätte", brummte er; dann kehrte er in das Haus zurück.

7. Kapitel.

Doktor Hermann Steinfelder war so sehr von seiner Praxis in Anspruch genommen, daß ihm kaum Mittags nach Tisch ein Stündchen verblieb, das er mit seiner Schwester verplaudern konnte.

Sie hatten sich auch heute in das Zimmer der Baronin zurückgezogen, um über die Zukunft zu berathen, denn daß es so nicht bleiben konnte, wie es jetzt war, das wurde ihnen beiden mit jedem Tage klarer.

Baronin Adelgunde wurde immer ungeduldiger, sie wollte nicht einsehen, daß ein Prozeß gegen ihren Schwager aussichtslos sei, sie betrachtete es als ihre Pflicht, ihrem Sohne das Erbe zu wahren und zugleich für jede Unbill, die ihr und ihm angethan worden war, Vergeltung zu üben. Daß sie das nicht sofort konnte, war ihr im höchsten Grade ärgerlich; sie beschwerte sich auch jetzt wieder bitter darüber.

"Ich habe die Akten und Familienstatuten nochmals studirt und ich wiederhole Dir, wir können nichts machen", sagte Hermann, während er den Zucker in seiner Tasse Thee zerrührte. „Du hast nur das einzige Recht, eine standesgemäße Wohnung im Herrenhause und eine Jahresrente zu fordern und, so peinlich es Dir auch sein mag, mit Deinem Schwager zusammenzuwohnen —"

"Nimmermehr!" fuhr sie leidenschaftlich auf.

"Wohlan, reden wir nicht mehr davon; ich wollte Dir nur einen guten und wohlgemeinten Rath geben."

"So sprich Dich aus", sagte sie ungeduldig.

"Den Rath, diese Wohnung zu fordern und zu beziehen und damit Deine Rechte zu wahren. Wir dürfen ja nun hoffen, daß Dagobert noch unter den Lebenden weilt und zurückkehren wird —"

"Wenn das nur bald geschähe!"

(Fortsetzung folgt.)

Tel. 3046. Photographie C. H. Schiffer. Tannusstr. 4.

Eine Liebesgeschichte.

Von Emil Peschka u.

(Nachdruck verboten.)

"Eine ganz einfache Hochzeit" hatte Klara gewünscht, und ihr Wunsch war mit dem ihres Bräutigams zusammengetroffen. Als Mitbesitzer eines gutgehenden Fabrikgeschäftes war er zwar ein Mann von Einkünften, und das Vermögen seiner Eltern lag auch noch unangetastet in der Bank, sodaß es ihm trotz der Mittellofigkeit seiner Braut nicht schwer gefallen wäre, zur Feier seiner Vermählung ein glänzendes Fest zu geben. Er war auch keine Sonderlingsnatur, nicht übermäßig fein besaitet, und wenn es sonst etwas zu feiern gegeben hatte, war er immer gern dabei gewesen. Und doch empfand er bei den Worten Klara's eine Freude, deren Ursprung er selbst nicht recht begriff. „Es ist merkwürdig," sagte er noch an demselben Tage zu dem alten Doktor Mylius, der Hausarzt bei seinen Eltern gewesen und ihm fast wie ein zweiter Vater war, „es ist merkwürdig, wie die Liebe den ganzen Menschen umwendet. Sonst war ich immer ein offener Kerl, und jetzt möchte ich mich am liebsten mit Klara irgendwohin verkriechen. Oder ist daran nicht eigentlich die Liebe schuld, sondern Klara? Als ich mit ihr Besuche machte, Doktor, da war mir manchmal ganz unbehaglich. So eine Art Scham war in mir. Und warum denn das? Ich kann doch nur stolz sein auf sie. Sie ist ja so schön, daß sie überall Aufsehen erregt. Und dabei

so rein und gut, ein so liebes Kind, wie man's heutzutage nicht oft mehr trifft bei einem ausgewachsenen Mädchen. Ich bin so glücklich, so unsagbar glücklich. Und was meine persönlichen Eigenschaften betrifft, — ohne mir zu schmeicheln, Doktor —, unwürdig bin ich ihrer doch gewiß nicht. Nach dem Heinz Gruber haben die Mädels noch immer gesehen, und dann ist es mit Kopf und Herz doch auch in so guter Ordnung, daß ich den Leuten noch immer imponiert habe. Woher kommt also jetzt diese Wolke auf meinem Himmel? Kannst Du mir's erklären, Doktor?"

Doktor Mylius meinte lächelnd, daß der Mensch acht Tage vor der Hochzeit nicht normal sei und daß es deshalb ebenso unmöglich wie überflüssig, für alle Stimmungen und Verstimmungen einen besonderen Grund zu finden. Eine Antwort, die Heinz Gruber gar nicht befriedigte. Aber die Vorbereitungen für die Hochzeitsreise und für den neuen Haushalt, sowie die geschäftlichen Abmachungen, die er noch zu treffen hatte, nahmen ihn dann so sehr in Anspruch, daß er keine Zeit zu Grübeleien fand. Die Uhr, die früher so langsam gegangen war, ging zuletzt so schnell, daß Heinz, in der Eile, nicht fertig zu werden, an nichts mehr dachte als an die verschiedenen Arbeiten, die noch zu erledigen waren. Selbst Klara mußte darunter leiden, aber sie wurde nicht im geringsten verdrießlich, sie lächelte, wenn er kam und wenn er ging, sie war freundlich und sanft wie immer. Hatte er sie ein paar Minuten lang in seiner stürmischen Weise abgelenkt, um sich dann sofort wieder zu empfehlen, so bat sie ihn stets nur noch, wenigstens der Mutter guten Tag zu sagen. Das tat er, und dann hielt sie ihn nicht länger zurück. Von der Straße aus sah er sie aber immer noch mit der Mutter am Fenster stehen, und ihr Lächeln begleitete ihn, wie Sonnenschein, der keine Wolke herankommen läßt.

So erschien endlich der Hochzeitstag, und alles geschah wie verabredet. Nur von zwei Zeugen in schwarzem Frack begleitet — einer davon war Doktor Mylius — fuhren die Brautleute nach dem Standesamt, und eine halbe Stunde später kehrten sie als Mann und Frau in Klaras Elternhaus zurück. Ein kleines Frühstück wurde eingenommen und dann mahnte die Mutter, daß es Zeit sei, Toilette für die Reise zu machen. Klara sprang auf und die Mutter folgte ihr, nachdem sie ihrem Schwiegersohn noch einen liebevollen Blick zugeworfen hatte. Im nächsten Augenblicke aber stand Heinz zwischen ihnen, und mit einer ungestümen Bewegung faßte er die Hände seiner Frau.

„Klara!“ leuchtete er, „ich . . . ich muß Dich noch einmal im Brautkleid sehen.“ Dabei war sein Gesicht ganz rot geworden, und in seinen Augen brannte ein düsteres Feuer. Als Klara ihn so sah, schwand plötzlich das Lächeln aus ihrenügen, und die Tränen stiegen ihr auf. „Bist Du böse?“ stammelte sie. „Hab ich Dir etwas nicht recht gemacht?“ Aber seine Heftigkeit schien ihm schon wieder leid zu tun, er atmete tief auf, küßte das zitternde Händchen und drängte dann die beiden Frauen mit begütigenden Worten aus Nebenzimmer.

Als er die Türe hinter ihnen geschlossen hatte, trat der Schwiegervater kopfschüttelnd auf ihn zu.

„Was ist denn los, Heinz?“ fragte er. „Du sahst ja zum Fürchten aus. Und es ist doch gar nichts geschehen, was Dich irgendwie —“

„Verzeih mir,“ unterbrach er ihn leise. Er war jetzt ganz blaß geworden und seine Augen starrten verdrießlich ins Leere. „Es ist so über mich gekommen — fast wie ein Wahnsinnsanfall. Das mit dem Brautkleid war ja nur eine Ausrufe. Ich wollte sie eigentlich etwas anderes fragen. Ich wollte sie fragen, ob sie mich wirklich liebt.“

Nun wurde der Schwiegervater verdrießlich. „Na höre Heinz,“ sagte er, „lebst wirst Du beleidigend. Warum sollte sie Dich genommen haben, wenn sie Dich nicht liebt? Wir sind ja bescheidene Leute, und Du bist reich. So weit mußt Du uns aber doch kennen gelernt haben, daß Klara kein Mädchen ist, das nach dem Geld strebt und daß wir keine Eltern sind, die ihr Kind in eine sogenannte gute Partie hineinragen würden. Und wenn Du Millionen hättest, Heinz, ich hätte es nicht zugegeben, wenn ich nicht . . . Siehst Du, Heinz, ich bin ja kein Mädel und Deine hübschen Augen können mich ebenso wenig beschämen wie Dein Schnurrbart. Aber ich hab mich selber in Dich verliebt. Und meiner Alten ist es gerade so gegangen. Wenn sie nicht schon mich hätte und um zwanzig Jahre jünger wäre . . . na, Heinz, es war eben ein Wahnsinnsanfall, ein kleiner Rappel, nicht wahr?“

„Höchstes Stadium von morbus acutus amoris,“ meinte sich Dr. Mylius lächelnd ins Gespräch.

Aber Heinz zog finstern den Schnurrbart zwischen die Zähne, und so schritt er, ohne eine Antwort zu geben, durchs Zimmer. Erst nach einer Weile wandte er sich wieder zu dem Schwiegervater.

„Du hast mich lieb, Papa,“ sagte er. „Das glaub' ich Dir. Und auch das glaub' ich, daß die Klara mir gut ist. Aber mir wär's lieber, Ihr hättet mich beide geliebt! So habt Ihr mit Eurer Liebe das Mädel betäubt, und jetzt ist sie meine Frau und hat mir noch nicht einen einzigen Kuß gegeben.“

„Das ist aber doch arg gestunkert,“ lachte der Schwiegervater auf. „Wie oft hab' ich Euch überrascht —“

„Ah bah!“ wurde er unterbrochen. „Das war immer ich, der geküßt hat! Klara hat mich nie geküßt. Auch vorher nicht. Da fiel's mir zum ersten Male auf. Ich küßte sie, aber sie, sie küßte mich nicht. Und da wurde mir plötzlich alles klar, und ich hab' sie beobachtet. Nicht ein einziges Mal hat sie mich angesehen, wie es sein müßte — mit verliebten Augen angesehen. Immer dasselbe Lächeln — kalt — und so ein Lächeln, als wären wir Bruder und Schwester. Und als Mama sie rief, da sprang sie nur auf und hatte nicht einmal einen Blick für mich, der da wie auf Kohlen saß, der letzte nach einem solchen Blick! Jetzt versteh' ich auch, warum mir's oft so unbehaglich war, mit ihr unter Leute zu gehen. Das war so etwas wie eine dunkle Stimme. Und vielleicht haben's die anderen auch wirklich bemerkt, und aus jenen Fräulein mich gar nicht liebte. Vielleicht haben sie mich ausgelacht, vielleicht sprechen sie überall hinter meinem Rücken davon. Und Du, Doktor, wozu bist Du denn Doktor, wenn Du so etwas nicht merkst? Wozu warst Du der Freund meines Vaters? Du kennst Klara doch nicht erst seit heute.“

„Ich kenne sie beinahe so lange, wie ich Dich kenne, lieber Heinz,“ erwiderte der Doktor ernst. „Und deshalb gratulier' ich Dir nochmals, daß Du eine solche Frau bekommen hast. Begnüge Dich mit dem, was Dir Gott geschenkt hat, und verwirre dieses reine Gemüt nicht. Sie gehört ja jetzt Dir mit Leib und mit Seele, und ich möchte einen Schwur darauf tun, daß sie so ganz Dir gehört, wie nur selten ein Weib. Wenn aber ihre Seele anders ist, als Du's gerade jetzt möchtest, — wer weiß, ob Du nicht eines Tages noch froh bist, daß sie so ist. Unter allen Umständen aber soll man von einem Menschen nicht mehr verlangen, als er geben kann . . . und ist es denn so wenig, Heinz, was Du heut' von diesem lieben Geschöpf bekommen hast?“

Heinz war an den Tisch getreten und schenkte Champagner in die Gläser.

„Morbus acutus amoris,“ sagte er resigniert. „Du hast recht, lieber Doktor. Wir wollen etwas Sekt dahinter gießen. Komm Schwiegerpapa und — und gib mir einen Kuß . . . Danke, das war einer, der vom Herzen kam . . . Morbus acutus amoris. Ich bin jetzt nur froh, daß ich mich beherrscht habe und Klara . . . Ich schäme mich jetzt vor ihr, lieber Doktor. Du hast ja recht, mit allem, was Du gesagt hast. Auf Dein Wohl, Doktor! Darauf haben wir ja so noch nicht getrunken!“

Man stieß an, und dann zog sich Heinz zurück, um sich reisefertig zu machen. Als ihn eine Viertelstunde später Klara mit verweinten Augen, aber schon wieder lächelnd fragte, ob er wirklich nicht böse sei, da schloß er sie so heftig in seine Arme, als käm' es ihm gar nicht darauf an, zu untersuchen, ob sie seinen Kuß erwiderte. Und dann sah er sie nochmals an, sah, wie reizend ihr das knappenliegende blaue Tuchkleid stand, in dem er sie noch gar nicht gesehen hatte, und küßte sie nochmals, ganz außer sich vor Glück. „Und was auch kommen möge,“ dachte er in diesem Augenblicke, „der Doktor hat recht, und ich danke Gott, daß ich so geschickt bin, um ihn zu begreifen. Was auch kommen möge — Dein Gemüt will ich nicht verwirren, Du süßer, einziger Engel Du!“

Inzwischen war der Wagen vorgefahren, die Koffer wurden aufgeladen, und nun mahnte wieder die Mutter, daß es Zeit sei. Dabei strömten ihr freilich plötzlich die Tränen aus den Augen, aber sie hatte auch gleich wieder ein fröhliches Lächeln. „Macht, daß Ihr fortkommt,“ sagte sie, Klara umarmend. „Weine nicht. Du gehst ja ins Glück. Du bist glücklich, und wir sind es, weil Du es bist.“ Und dann wandte sie sich zu Heinz. „Lebewohl, Heinz! Du hast unser alles, aber wir haben ja dafür auch Dich!“

Die Stimme versagte ihr, aber sie bemühte sich, wieder zu lächeln. Nachdem Heinz sie herzhaft geküßt hatte, nahm er seine Frau am Arm, und so ging es die Treppe hinab.

Die Alten folgten, ohne daß noch ein Wort gesprochen wurde. Dann zwischen Tränen und Lächeln nochmals Küsse und Händedrücke durchs Wagenfenster, bis der Kutscher fragte, ob's denn nun endlich losgehen könne. „Lebe wohl, Mama! Lebe wohl, Papa!“ Und jetzt sagte der Mann auf dem Boß die Zügel . . . „Lebt wohl!“ . . . und fünf Minuten später standen die Alten noch immer auf der Straße, dem Wagen nachstarrend, der längst verschwunden war . . .

Zwei Jahre später, als eines Tages Doktor Mylius eben seine Ordinationsstunde geschlossen und der letzte Patient das Haus verlassen hatte, trat Heinz Gruber, sichtlich verstimmt, in das Zimmer des Freundes.

„Du bringst doch nicht Unheil?“ fragte dieser. „Euer Max —“

„Dem Max fehlt nichts,“ unterbrach Heinz. „Auch meine Frau ist gesund und ich bin ebenfalls gesund. Wenigstens körperlich sind wir's.“

„Nur körperlich? Aber den Eindruck eines Geisteskranken machst Du gerade auch nicht. Und was Deine Frau betrifft —“

„So ist sie so vernünftig, wie nur je eine Frau gewesen ist. Gewiß! Da hast Du wieder einmal recht. Nun sag' mir nur noch, ob Du die Liebe zu den Geisteskranken zählst oder zu den körperlichen.“

Doktor Mylius lächelte.

„Solltest Du jetzt — nach zwei Jahren — rückfällig geworden sein?“

„Es handelt sich jetzt nicht um mich, sondern um meine Frau.“

„Ah — um Deine Frau! Komm', mein lieber Heinz, setz' Dich und erzähle. Was fehlt denn Deiner Frau? Darf ich Dir eine Zigarre anbieten?“

Heinz lehnte ab, und dann sah er den Doktor nachdenklich an und so traurig, daß dieser auch wieder ernst wurde.

„Na, Heinz,“ sagte er, „was haben wir denn eigentlich? Du bist jetzt zwei Jahre verheiratet, ihr erseht euch eines munteren Bubens, und da Du mit Deiner Frau zufrieden bist — glaubt jetzt vielleicht sie, daß Du sie nicht genug lieb hast?“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Heinz aufatmend. „Ober richtiger gesprochen: ich weiß nicht, was für ein Schatten sich zwischen uns erhoben hat. Der einzige Verdacht, auf den ich immer und immer wieder gerate, ist so furchterlich, daß er mich endlich zu Dir getrieben hat. Ich war ja heute nahe daran, ihr's ins Gesicht zu sagen. Es stieg wieder so heiß in mir auf wie damals — Du weißt ja — an unserem Hochzeitstag. Aber mir fielen Deine Worte ein, wie Du's so schön gesagt hast: „Verwirre nicht Ihr Gemüt, Heinz.“ Wenn ihr Gemüt noch rein ist, dann würde ich es furchterlich verwirren, und wenn es nicht rein ist —“

„Nicht rein, Heinz?“ fuhr der Doktor auf. „Ich hätte Dir geglaubt, wenn Du Dich wieder über die Kälte Deiner Frau beklagt hättest. Aber das —!“

„Ich will der Reihe nach erzählen,“ unterbrach Heinz. „Dann kannst Du Dir selbst Deinen Spruch zurechtmachen. Bis vor wenigen Monaten war Klara zu mir genau so, wie sie in unserer Brautzeit gewesen war. Ich bin Deinem Rat gefolgt und habe sie genommen, wie sie sich mir eben gezeigt hat. Ich bin ja seitdem auch ruhiger und tüchtiger geworden, und trotz ihrer Leidenschaftlichkeit war sie ja doch die Sonne in meinem Hause, der ich so viele Freuden verdankte. Dann kam der kleine Max, und da sah ich ja nun bald, daß Klara durchaus nicht leidenschaftlos war. Wenn sie das Kind herzt und küßt, da bricht ein Feuer aus ihr heraus, dessen ich sie nie fähig gehalten hätte. Und wenn sie eine Schlechtigkeit gegen das Kind auch nur vermutet, dann wird dieser sanfte Engel geradezu zum Raubtier. Ich zittere immer für sie, wenn ein neues Kindermädchen aufgenommen wird, und hinter dem Rücken meiner Frau bezahle ich unsere Mädchen dreifach und vierfach, damit sie ein Interesse daran haben, mit dem kleinen Max gut zu sein und die Mutter nicht zu reizen. Ich denke nun, wenn eine Frau ein Kind so liebt, dann kann sie auch einen Mann so lieben.“

Der Doktor klopfte sich mit den Fingern auf die Stirn.

„Du bist also eifersüchtig auf Deinen Herrn Sohn?“

„Das ließe sich ertragen,“ erwiderte Heinz. „Aber es handelt sich nicht um das Kind. Du hast mir nicht recht zugehört oder mich nicht ganz verstanden. Ich behaupte, daß eine Frau, die ein Kind so liebt, auch einen Mann so lieben kann.“

(Schluß folgt.)

Wasserleichte
Betteinlagen.

Gesundheits-
inden,
I. Qualität,
p. Dtd. 1 Mk.,
p. 1/2 Dtd.,
60 Pfg.

chem. reine
Verbandstoffe.

Irrigateure,

nach Professor **Esmarch**,
complet mit Schlauch-, Mutter- und
Clystier-Rohr
von **Mk. 1.25** an.

Grosse
Auswahl in
Suspensorien
Clystier-
Spritzen
von 50 Pf. an.

Inhalations-
Apparate.

Leibbinden
in allen Preislagen.

Chr. Tauber, Artikel zur Krankenpflege.

1758

Kirchgasse 6. — Telephon 717.

Lehr Institut für Damen-Schneiderei u. Putz.

Unterricht im Maßnehmen, Musterzeichnen, Zuschneiden und Anfertigen von Damen- und Kinderkleidern wird gründlich und sorgfältig erteilt. Die Damen fertigen ihre eigenen Costüme an, welche bei einiger Aufmerksamkeit tadellos werden. Sehr leichte Methode. Die besten Erfolge können durch zahlreiche Schülerinnen nachgewiesen werden. 5656

Putz-Kursus

zur gründlichen Ausbildung. Material gratis. Sprechstunden von 9—12 und von 3—6. Anmeldungen nimmt entgegen

Marie Werbein, Neugasse 11, 2. Et.

Ademische Zuschneide-Schule

von **Hr. J. Stein**, Wiesbaden, Bahnhofstr. 6. Hth. 2. im **Adrian-**
schen Hause. Vom 1. März ab Luisenplatz 1a, 2. Et.

Erste, älteste u. preisw. Fachschule am Plage
s. d. sämtl. Damen- und Kindergard., Berliner, Wiener, Engl. und Pariser Schnitte. Leicht faßl. Methode. Vorzügl. prakt. Unterr. Günstl. Ausbildung f. Schneiderinnen u. Direktr. Schül.-Aufn. tägl. Cost. w. zugeführt. und eingerichtet. Taillemess. incl. Futter-Anpr. M. 1.25. Modisch. 75 Pf. bis 1 Mk. Verkauf von Stoff- u. Packbäumen zum bill. Preis. Büsten-Verkauf alle Samstage zum Fabrikpreis. 5000

Zuschneide-Akademie von Marg. Becker,

Wiesbaden, Mauergerasse 15, 1.

Bester akadem. Unterricht im Zuschneiden, Maßnehmen u. Anfertigen sämtl. Damen- u. Kinder-Garderoben. Einrichtungen von Kostümen u. Schnittmustern nach Maß.

Garantiert wirkf. fachm. akad. Ausbildung

3. Direktorin und selbstständigen Schneiderinnen. 9715.
Auch Kurse f. d. Hausgebrauch. Beste Referenzen a. all. Kreisen

Von dem neuen Güterbahnhofe

übernimmt das Ausfahren von

9830

Waggons jeder Art,

zu billigen Preisen

Karl Güttler, Dohheimerstraße 103,

Telefon 2196.

gegenüber dem Güterbahnhofe.

Telefon 2196

Auch können daselbst Lagerräume vermietet werden.



Die größte und älteste Wiesbadener Masken-Leih-Anstalt

von **Heinrich Brademann**,
befindet sich dieses Jahr in der Wohnung,
Grabenstrasse 2, Ecke Marktstraße.

Herrn- und Damen-Masken-Costüme, sowie
Domino's (Theater-Costüme in großer Auswahl) zu
verleihen und zu verkaufen. 2945

Telephon 2969.